

Josef Seitz (Hrsg.)

Mein Vater und ich

Mein Vater

Josef Seitz (Hrsg.)

und ich

Prominente erzählen

Kösel

Die Interviews führten

Beate Strobel, Meike Grewe, Uwe Wittstock, Josef Seitz, Markus Bauer, Carin Pawlak, Tim Präse, Boris Reitschuster, Sven Hasselberg, Sven Siedenbergl, Barbara Esser, Barbara Jung, Gudrun Meyer, Harald Pauli, Ulrike Plewnia, Herbert Roßler-Kreuzer und Ansgar Siemens.

Mit Gedanken an Georg, Mia, Jana und Oskar



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

Hello Fat Matt liefert OSPAP.

Copyright © 2012 Kösel-Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlag: Weiss Werkstatt, München

Umschlagmotiv: Roger Violett/ullstein bild (Chaplin); BPA/ullstein bild (Brandt);

ddp/ullstein bild (Kraus); picture alliance/dpa (Messner)

Bildredaktion: Sirka Henning, München

Druck und Bindung: Těšínská tiskárna, Český Těšín

Printed in the Czech Republic

ISBN 978-3-466-30968-9

www.koesel.de

Inhalt

<i>Mein Vater</i>	9
»Er hat die Spur gezogen, in der ich gebe«	34
Jens und Gustav Böhrnsen	
»Er winkte mir. Das war sein Abschied«	38
Peter und Willy Brandt	
»Fernsehen gab es erst, als ich 14 war«	42
Ernst Breit und Ursula Sarrazin	
»Beim Tennis setzte er seinen Dackelblick auf«	46
Wayne und Howard Carpendale	
»Habt ihr nichts von mir gelernt?«	50
Rudi Carrell und Annemieke Kesselaar	
»Er war der Vater, wie ihn alle wollen«	54
Geraldine und Charlie Chaplin	
»Seine Enkelin hat er noch nie gesehen«	58
Pawel und Michail Chodorkowskij	
»Strenge überließ er der Mutter«	62
Sergej und Nikita Chruschtschow	
»Es gab Zeiten, da war ich die Pest«	66
Kai und Klaus Diekmann	
»Er fühlte, dass die Deutschen sich schlechtmachen«	70
Burkard und Alfred Dregger	

<i>Er war ein Löwe</i> «	74
André und Helmut Eisermann	
<i>»Er war keiner, der auf die Menschen zuing</i> «	78
Gero und Heinz Erhardt	
<i>»Mensch, warum tust du dir das an?»</i>	82
Michael und Heiner Geißler	
<i>»Es gab einen Tag im Jahr, an dem Vater paffte</i> «	86
Gabriela und Otto von Habsburg	
<i>»Er löste alle Probleme mit dem Hackebeil</i> «	90
Helme und Wilhelm Heine	
<i>»Er war eine Autorität – keiner, der einen umarmte</i> «	94
Peter und Gustav Heinemann	
<i>»Alle meine Fehler habe ich von meinem Vater</i> «	98
Dora Heldt und Rudi Schmidt	
<i>»Tu nicht, was die Leute sagen</i> «	102
Claus und Georg Hipp	
<i>»Er ordnete einen Monat Sozialhilfe an</i> «	106
Dirk und Rolf Ippen	
<i>»Der traurigste aller Komödianten</i> «	110
Peer und Harald Juhnke	
<i>»Er machte keinen Hehl aus seiner lockeren Ansicht von Ehe</i> «	114
John und Udo Jürgens	
<i>»Er hatte Spaß am Laufen und Saufen</i> «	118
Wladimir und Victor Kaminer	
<i>»Dass ich treu bin, schockierte ihn fast</i> «	122
Cornelia und Oswalt Kolle	

<i>»Sonya, dein Papa hat sich erhängt«</i>	126
Sonya und Gernot Kraus	
<i>»Ich lebte viele Jahre in Angst vor ihm«</i>	130
Mario Vargas Llosa und Ernesto Vargas Maldonado	
<i>»Er hätte mich halb umgebracht«</i>	134
Reinhold und Josef Messner	
<i>»Leider ließ er mir zu wenig Zeit«</i>	138
Petra und Gerhard Nadolny	
<i>»Ich nannte ihn Bapp«</i>	142
Wolfgang und Josef Niedecken	
<i>»Er war süchtig nach der Droge Politik«</i>	146
Boris und Helmut Palmer	
<i>»Geld? Erfolg? Waren ihm nie wichtig«</i>	150
Achim und Wolfgang Petry	
<i>»Mein Vorbild? Er würde mich enterben«</i>	154
Frederik und Fritz Pleitgen	
<i>»Über seine traumatisierenden Jahre hat er nicht gesprochen«</i>	158
Otfried Preußler und Regine Stigloher	
<i>»Ihm genügt nur der Vergleich mit Einstein«</i>	162
Andrew Ranicki und Marcel Reich-Ranicki	
<i>»Er war glücklich. Trotz allem«</i>	166
Gert und Hans Rosenthal	
<i>»Du bist eben eine Pfeife«</i>	170
Eugen und Wolfgang Ruge	
<i>»Auch die Familie musste perfekt sein«</i>	174
Heinzpeter und Heinz Rühmann	

<i>»Vati, guck: Bonn ist abgebrannt!«</i>	178
Sarah und Rudolf Seiters	
<i>»Mit fünf abnte ich schon: SPD bedeutet Ärger«</i>	182
Markus und Max Söder	
<i>»Ich musste vor ihm keine Angst haben«</i>	186
Franz Josef Strauß und Monika Hohlmeier	
<i>»Mir, die ich schlecht kopfrechnen konnte, waren seine Quizspiele ein Gräuel«</i>	190
Gloria von Thurn und Taxis und Graf von Schönburg-Glauchau	
<i>»Es riss mir das Herz aus dem Körper«</i>	194
Bülent und Behcet Tulay	
<i>»Ich habe meinen Vater nie umarmt«</i>	198
Gerald Uhlig-Romero und Werner Uhlig	
<i>»Er war der Zauberer, der Schnee machen konnte«</i>	202
Simon und Michael Verhoeven	
<i>»Mit seinem Tod starb mein Urvertrauen«</i>	206
Saskia und Frederic Vester	
<i>»Bei meiner Geburt soll er ein Kochbuch in der Hand gehalten haben«</i>	210
Véronique und Eckart Witzigmann	
<i>»Bin ich froh, dass dieser fremde Mann weg ist«</i>	214
Notker und Josef Wolf	
<i>Fotonachweis</i>	218

Mein Vater

Es bleibt zum Heulen, oft noch nach Jahrzehnten. »Wenn ein Mann in der Therapie weint, ist es fast immer wegen seines Vaters«, haben die Autoren Dan Kindlon und Michael Thompson festgestellt, als sie männliches Gefühlsleben für ihr Standardwerk »Raising Cain« ausloteten.

Sehr wenig rühre Männer zu Tränen. Ein Mann könne »über seine gescheiterte Ehe, schwierige Kinder, Enttäuschungen im Beruf, ruinöse Geschäftsentscheidungen und körperliches Leiden mit trockenen Augen sprechen«. Beim Thema Vater aber heulen die Schlosshunde auf der Therapiecouch.

Mit dem »Vater unser« arrangieren sich die meisten im Laufe des Lebens, so oder so. Aber in der Einzahl und personalisiert? »Mein Vater«: Das ist Kindheit und Ablösung, Vertrauen und Vertrauensbruch, Vorbild und Rivalität, Macht und die Auflehnung dagegen. »Mein Vater« ist Schicksal. Und es ist die Lebenskunst, damit umzugehen.

Seit dem Jahr 2010 befragt das Nachrichtenmagazin Focus für seine wöchentliche Kolumne »Mein Vater« prominente Kinder oder Kinder Prominenter. »Als ich etwa zwölf Jahre alt war, habe ich aufgehört, mit meinem Vater zu reden«, verrät etwa der Regisseur Thomas Ostermeier über seinen Vater, den Berufssoldaten Alois. »Mit Unterbrechungen hat mein Schweigen 15 Jahre angehalten.«

Michael Geißler erinnert sich an den Gleitschirm-Unfall seines Vaters Heiner Geißler, des früheren CDU-Generalsekretärs, im Jahr 1992.

Der Mediziner wird zum Noteinsatz an die Unglücksstelle gerufen. »Erst später habe ich langsam Worte gefunden und konnte mit ihm über den Unfall sprechen. Auch darüber, wie sehr es mich belastet hat, plötzlich Notarzt des eigenen Vaters zu sein.«

Kinderbuch-Autor Paul Maar (»Das Sams«) berichtet, wie ihn sein Vater zum Schuheputzen verdonnert hat, sobald er als Kind ein Buch auch nur zur Hand nahm. »Vielleicht wollte ich auch deshalb Künstler werden, weil es das war, was er am wenigsten akzeptieren konnte.« Hans-Olaf Henkel, bekannt als harter Manager und noch härterer Talkshow-Gast, erzählt, dass er bis heute kaum einen Tag im Leben nicht an seinen Vater denke. Der Papiergroßhändler starb im Krieg, als der kleine Hans-Olaf fünf Jahre alt war. »Wenn mir etwas gelungen ist, sage ich mir häufig noch heute: Schön, wenn Papi das erlebt hätte«, versichert der Wirtschaftsmann, inzwischen jenseits der 70. Und: »Ich fühle mich auf der ständigen Suche nach meinem Vater.«

Der Vater: Das ist Tag für Tag die Quadratur des Kreises. Zum Aufschauen soll er sein, aber eben auch echt und, wie man heute so gerne sagt, »authentisch«. Autorität muss er ausstrahlen, aber bitte schön auch liberal sein, wenn der Stammhalter lieber in die Ballettstunde geht als zum Karate. Ein kraftvolles Lebensbild hat er zu vermitteln, aber auch zärtlich soll er sein, zum Kuscheln und zum Drücken. Kurz: Vaterschaft ist für den Mann die maßloseste aller Maßlosigkeiten. Sie ist die Einladung zum grandiosen Scheitern.

Und trotzdem erstaunt uns Magazinjournalisten, die wir jede Woche aufs Neue nach Nachrichten jagen und am Ende doch meist nur die schlechten finden, bei unseren »Mein Vater«-Geschichten: Die Beziehung zu den Vätern ist nicht schlimm. Und wenn sie schlimm ist, dann bleibt sie das nicht auf Dauer. Und selbst, wenn es dauerhaft ist, dann ist es das nicht ausschließlich.

Nehmen wir die Vater-Geschichte von Sonya Kraus. Wer die Schauspielerin und Fernsehmoderatorin kennt, wird vor allem sehr blonde Haare und einen sehr roten Mund vor sich sehen, der sehr breit lachen kann. Wer Mann ist, wird sich vielleicht noch an ein sehr üppiges Dekolleté erinnern, das die Fernsehkameras bei »talk talk talk« bis zu »Die perfekte Minute« stets mit besonderer Liebe einfingen.

»Ich war elf Jahre, als mein Vater sich umbrachte«, erzählte uns die dauerfröhliche Blonde. Und sie beschrieb, wie nach der Ballettstunde vor dem Haus der Krankenwagen stand und die Polizei. Und wie ihr eine Nachbarin sehr direkt sagte, dass der Vater sich erhängt hatte, während sich die Mutter noch mühte, den Suizid zum Herzinfarkt schönzureden. »Das Mitleid«, sagte Sonya Kraus, »hat mich überrollt wie eine Schockwelle. Die Trauer meiner Schulkameraden hat mich fast erdrückt.« Plötzlich kamen Mitschüler zu der Elfjährigen, die zuvor kaum ein Wort mit ihr gesprochen hatten, und fielen ihr um den Hals. Sonya Kraus beschloss, der Welt zu zeigen, wie gut sie mit dem Tod ihres Vaters zurechtkommt. »Plötzlich fand ich Freude daran, andere Menschen aufzuheitern. Das war für mich wie ein Befreiungsschlag.«

Sie habe ihren Vater dafür gehasst, erinnert sich Sonya Kraus, »dass er sich dekorativ im Flur aufhängt, aber nicht einmal einen Abschiedsbrief an uns hinterlässt«. Und gleich darauf findet sie zu einem Schluss, der für ihr Leben, ihren Beruf, ihre Karriere vielleicht wichtiger wurde, als es ein lebender Vater hätte sein können: »Auch wenn meine Mutter und ich das Haus verkaufen mussten und auf uns allein gestellt waren: Ich habe in einem Mann nie den Beschützer oder Ernährer gesucht. Das hat mich zu einer starken Frau gemacht.«

Der Tod, der Hass, die positive Wendung fürs Leben: Leid ist, zumindest unter anderem, ein Wahrnehmungsproblem. Menschen, die nach objektiven Maßstäben allen Anlass hätten und alle Rechtferti-

gung finden könnten, unglücklich zu sein, schaffen das Kunststück, vor Lebensglück zu strahlen. Umgekehrt gibt es Beispiele in Menge von Menschen, die in Fülle leben, und die doch zerfressen sind von Sorge, von Ängsten und vielleicht auch nur vom Neid auf andere, die es eben zu noch etwas mehr gebracht haben. Vielleicht ist zumindest in diesem inneren Sinn jeder eben doch seines Glückes (und seines Unglückes) Schmied. Und Kinder haben ganz sicher ein besonderes Talent, weil ihre Leben ja noch so weich und warm und biegsam sind, sich die Umstände zum Schönen zu verformen.

»Wirklich Frieden kann man nur mit sich selbst machen«, hat der Berliner Psychoanalytiker Horst Petri formuliert. »Es ist einfach wichtig, sich klarzumachen, dass es immer nur um die erinnerte Vergangenheit geht, nicht um die Wahrheit.«

In sehr vielen der Vater-Geschichten in diesem Buch wiederholt sich das als Muster. Da hat der Vater furchtbar wenig Zeit für sein Kind, weil er als Künstler auf Tournee ist, weil er sich als Politiker der Macht, der Verantwortung für viele oder einfach nur der eigenen Wiederwahl verschreibt. Und was bleibt den Kindern Jahrzehnte später im Gedächtnis? Es ist am Ende eben nicht die viele Zeit, die der Vater nicht für sie hatte. Die Erinnerung bewahrt und pflegt die kostbaren Momente, in denen er dann doch da und für sie da war. Gabriela von Habsburg, Künstlerin und Botschafterin Georgiens, fasst dieses Gefühl in einem Satz über ihren Vater Otto von Habsburg zusammen, den Sohn des letzten österreichischen Kaisers: »Im Urlaub nahm er sich für jedes von uns sieben Kindern einen Abend Zeit, ganz allein. Obwohl wir noch ganz klein waren, durfte jedes von uns entscheiden, in welches Restaurant es mit ihm wollte, und wir sprachen unter vier Augen über alles, was uns bewegte.« Nur im Urlaub? Nur ein Abend? Nur ein Essen im Restaurant lang? Die Kostbarkeit überstrahlt die Wirklichkeit.

Otto von Habsburg starb am 4. Juli 2011 im Alter von 98 Jahren, sein Körper wurde in Wien bestattet und sein Herz der Tradition entsprechend in Ungarn beigesetzt. Der Mann, der bis zum Ende des Ersten Weltkriegs Kronprinz Österreich-Ungarns war, der im Zweiten Weltkrieg als Gegner Hitlers auftrat, der den Siegeszug der Demokratie in Europa begleitete und als Europaabgeordneter den Einigungsgedanken vorantrieb, der also so vielen längst vergangenen Zeiten entstammte, zeigt all den gestressten Vätern von heute: Es ist so einfach, Kindern etwas zu geben, das sie sich als Schmuckstück fürs ganze Leben aufbewahren. Und je knapper die Zeit, desto exklusiver eben diese Kostbarkeit.

Es ist dieser tröstliche Gedanke, den all die Väter verinnerlichen sollten, die an den Wochenenden ihr schlechtes Gewissen abarbeiten. Die auf den Spielplätzen des Landes an der Seite Zweijähriger kauend die Sandkästen durchpflügen, als müssten sie eben mal den Eurotunnel unter den Ärmelkanal graben, die 50 Kilometer von Calais nach Dover. Die Sandburgen bauen, als hätten sie zusammen mit ihrem Einzelkind ein Hoch- und Tiefbau-Unternehmen gegründet, immer im verzweifelten Bemühen, das Vater-Sohn-Duo aus der Nachbarschaft zu übertrumpfen: Meine Burg ist höher und mein Wassergraben tiefer. Mein Sohn ist ausdauernder und, vor allem, ich bin der bessere, der beste und allerbeste Papa. Und wenn ich während all der Ausschachtarbeiten noch fünf Windeln wechseln muss, dann tue ich auch das mit der allerhöchsten Begeisterung des aller tiefsten Glücks.

Focus-Kollege Michael Miersch hat sich in einem Aufsatz ein wenig lustig gemacht über diesen Vater-Typus. »Die sogenannten neuen Väter sind die Lieblinge der Medien«, hat er gespöttelt. »Wenn irgendwo einer am Sandkastenrand sitzt, wird er sofort interviewt oder er nutzt die Zeit, um mal eben ein Buch über sein Vaterdasein zu

schreiben.« Diesem menschlichen Vater-Ideal stellte Miersch das Blatthühnchen gegenüber. »Im Tierreich sind brutpflegende Männchen ebenfalls die Ausnahme, doch sie machen weniger Aufhebens darum und erfüllen in stiller Demut ihre väterlichen Pflichten.« Allerdings, so musste der Kollege dann doch einräumen, sei das »Modell Blatthühnchen« nicht sehr erfolgreich. Die polyandrischen Arten, die in Vielmännerei leben und wo sich die Weibchen einen Harem von drei, vier Gatten zulegen, kommen in Sachen Bruterfolg nicht so richtig voran. Die Weibchen gehen zu aggressiv vor, wenn sie als Kampfhennen die Grenzlinien ihrer Reviere mit Schnabel und Krallen verteidigen. Wenn sie eine Rivalin vertreiben, zerstören sie alle Eier und töten die Jungvögel. »Dies nun als Argument im Streit um die Rollenverteilung beim Menschen zu nehmen, wäre falsch«, warnt Michael Miersch. »Immerhin existiert die Familie der Blatthühnchen bereits seit über 20 Millionen Jahren, also viel länger als wir Menschen.«

Zurück zum Männchen des Menschen, das sich abrackert, um die angemessene Rolle als Vater zu finden. Diese Wettläufe Mann gegen Mann, dieser Exorzismus nach einer Woche im Büro, wer das schlechte Gewissen durch samstägliche Selbstkasteiung auf dem Spielplatz am gründlichsten abarbeiten kann, enden in schöner Regelmäßigkeit mit dem Ritual der Reinigung. Kind haut sich sein Schüffelchen auf den Fuß, das Eimerchen auf den Kopf oder stellt schmerzhaft fest, dass es doch keine so ganz tolle Idee war, sich zwei Händchen voll Sand in die Äuglein zu reiben. Die Tränen fließen, der Mund öffnet sich weit und formt den Alarmschrei: »Muuutti!« Die sitzt am Spielplatzrand und blickt nur einmal kurz von Buch oder Zeitschrift oder dem Versuch der Seelenreise tief ins Innere auf und ruft dem allerbesten Vater zu: »Kannst du das nicht ein einziges Mal alleine ...« Das Gefühl des Zurückgewiesenseins potenziert den Schmerz des Kindes. Der Versuch, Sohn oder Tochter von der Flucht

auf den mütterlichen Schoß zurückzuhalten, vervielfacht die Panik des Vaters. Und nach kurzer, aber für jeden der anderen Väter, Mütter, Kinder am Spielplatz miterlebbarer Zerstörung aller väterlicher Autorität hebt die Frau an der Seite des Spielplatzes die Hand, huldvoll wie einst die Burgherrin auf der Tribüne des Turnierplatzes, und die geschundenen Ritter kommen mit hängenden Schultern ange-trottet.

Väter sind rührend in ihrem Scheitern. Es tut weh, am Wochenende Mann zu sein, wenn Frauen das Scheitern so lustvoll zelebrieren. Vor allem schmerzt das in einer Generation, die nach dem Akt der möglichen Zeugung nicht mehr die Frage stellt: »Schatz, wie war ich?« Sondern sich vom ersten Moment der möglichen Fortpflanzung an schon quält mit diesen Fragen: »Wie werde ich sein – als Vater, als Erzieher, als Vorbild, als Muster an Vollkommenheit?«

Was für eine weinerliche Selbstüberschätzung der eigenen Rolle! Der Schauspieler, Künstler und Wirt des Berliner Politiker-Treffs »Café Einstein«, Gerald Uhlig-Romero, erinnert sich an seine Kindheit mit einem Anti-Vater. Schon zu seiner Geburt habe der sich erst einmal aus den Armen einer der zahllosen Geliebten losreißen müssen, »um im Krankenhaus zu gucken, ob ihm der gewünschte Nachfolger entgegenblickt«. Mit jedem Kindermädchen habe der ein Verhältnis begonnen, bis die Mutter es wieder aufdeckte und die Geliebte und Vater-Sitterin aus dem Haus warf, hinaus aus der schönen Villa mit Pool bei Heidelberg. Einmal zerschlug der Vater ihm die Gitarre auf dem Rücken. Und am Ende? »Ich habe meinen Vater nie umarmt«, erinnert sich der Sohn viele Jahrzehnte danach, »dabei liebte ich am meisten seine Hände. Es waren beschützende Hände, warm und sehr durchblutet. Sie waren, als wären kleine Öfchen eingebaut. Samstags hat er mir den Scheitel gezogen, schnurgerade. Es war unsere einzige echte Berührung.« So viel Erinnerung an so wenig Zärtlichkeit? Ge-

rald Uhlig-Romero erklärt sich die Liebe zu einem Mann, der ihm nie der liebevolle Vater war, selbst so: »Ver-Söhnung ist ein sehr deutsches Wort.«

Es muss ein weiter Weg gewesen sein, hin zu diesem deutschen Begriff Versöhnung. Während des Gesprächs über seinen Vater legt sich Gerald Uhlig-Romero immer wieder aufs Sofa. Er ist gerade erst aus dem Krankenhaus entlassen worden, eine Folge seiner Erbkrankheit Morbus Fabry, die ihn von Kindheit an mit Bauchkrämpfen und dem Gefühl, an Händen und Füßen zu brennen, gequält hat. Er war der schwächliche Junge, der Vater strotzte vor Vitalität. Er suchte die Schönheit in der Kunst, der Vater in den Betten der Kindermädchen. Der Sohn wird immer wieder lebhaft, erregt sich über seinen Erzeuger und dessen Rohheiten, dann setzt er sich auf und redet mit lauter Stimme, bis die Krankheit ihn wieder zur Ruhe ruft. Und tatsächlich, versöhnlich wird Uhlig-Romero erst, wenn er über den alten Vater spricht. Als sein Geschäft florierte, setzte sich der Vater im hohen Alter gern neben die Kasse im »Café Einstein«, als würde deren Klingeln ihm zurufen, dass der kranke, der schwache, der so ganz andere Sohn es ja vielleicht doch zu etwas gebracht hat.

Es dauert häufig Jahrzehnte bis zu dieser Versöhnung. Und es scheint: Je kraftvoller der Vater war, tat oder zumindest auftrat, desto radikaler mussten sich die Söhne ihren eigenen Weg suchen. Und desto länger konnte es dauern, bis die beiden Wege endlich doch noch einmal zueinander fanden – wenn auch vielleicht nur mehr in Gedanken. Reinhold Messner ist so ein Beispiel. Der Mann, der alle 14 Achttausender dieser Erde ohne künstlichen Sauerstoff bestieg, der die Antarktis auf einer Strecke von 2 800 Kilometern zu Fuß durchquerte und dem Weggefährten wie Arved Fuchs als herausragendste Eigenschaft eine fast grenzenlose Leidensfähigkeit bescheinigen, sitzt auf einem Berghof und seine Augen werden feucht. Gerade ist die zweite Fla-

sche Wein zum Mittagessen geöffnet, da kullern die Tränen übers zerfurchte Gesicht, als Reinhold Messner von seiner Familie spricht. Da gibt es den Bruder Günther, der sein Leben am Nanga Parbat verlor, an genau dem Berg und zu genau dem Zeitpunkt im Jahr 1970, als Reinhold seine Weltkarriere als Bergsteiger begründete. Und dann gibt es noch die Geschichte vom Vater.

Es ist ein Vater, den zumindest in der Erinnerung des Sohnes der Weltkrieg gebrochen hat. »Mein Vater war sehr streng«, erzählt Reinhold Messner, »einmal hat er meinen Bruder Günther so verprügelt, dass der sich in die Hundehütte verkroch.« Er, der ältere Bruder, habe sich als Erster aufgelehnt. »Es gab oft Streit, den meine Mutter dann geschlichtet hat. Sonst hätte mein Vater mich halb umgebracht.« Reinhold Messner begann mit seinem Vater das Klettern, als Fünfjähriger erreichte er mit ihm seinen ersten Dreitausender. »Was er mit 20 geklettert ist«, sagt Reinhold Messner, »durfte ich mit zwölf: vorausgehen in einer steilen Wand, 500 Meter hoch. Ich hätte meinem Sohn so etwas nicht erlaubt.« Als Reinhold Messners Begehungen immer radikaler wurden, stand der Vater auf der Seite der Zweifler. »Er sagte, es sei zu riskant, ja verrückt, ohne Maske auf den Everest zu steigen. Das, was alle sagten. Als es gelungen war, hat er stolz davon erzählt.«

»Er war ein zutiefst unsicherer Mann mit einer gebrochenen Haltung«, erinnert sich Reinhold Messner. »Inzwischen bin ich in dem Alter, in dem ich alles nachvollziehen kann, was er gemacht hat. Es ist mir begreiflich, wie er – aus seiner Situation heraus – gehandelt hat.« So wächst Ver-Söhnung zusammen zur Versöhnung.

Die Vielfalt der Vater-Modelle ist heute fast so groß wie die Vielfältigkeit der Väter. Da gibt es den prügelnden Messner-Vater, der immerhin beim Klettern mit seinem Sohn vielleicht den Grundstein gelegt hat für dessen Weltkarriere. Den abwesenden Vater, der durch seine

Andersartigkeit den Sohn möglicherweise gezwungen hat, sich einen ganz eigenen Lebensweg zu suchen, weg von der Wirtschaft und hinein in Schauspielerei, Kultur und Gastronomie. Oder auch den Vater, der sich durch Freitod entzog und damit der Tochter schon mit elf Jahren schmerzhaft klarmachte, wie sehr es nützt, für sich selber sorgen zu können und sich nicht abhängig zu machen von diesem flüchtigen Gut Mann. Das Gute ist: Das beste Modell gibt es nicht. Nicht einmal das Tierreich hat zu einer eindeutigen Empfehlung finden können, wie ein Vater sich erfolgreich verhalten könne. Zwar ist die Rollenverteilung bei den Säugetieren relativ eindeutig. Nur bei etwa fünf Prozent beteiligen sich die Männchen an der Aufzucht der Jungen. Doch gilt auch unter den Säugetieren nicht der Satz, dass ein echter Kerl einfach möglichst viele Weibchen zu bekommen habe, um sein Erbgut möglichst erfolgreich in der Welt zu halten.

Statt mit schnellem Sex ein Maximum an Nachfahren an den Start zu bringen, kann es sehr viel effektiver sein, durch Beteiligung an der Aufzucht die Überlebenschancen des Nachwuchses zu befördern. Striemengrasmäuse gelten da als spannendes Beispiel. Wenn sie in der Halbwüste Südafrikas leben, sind sie fürsorgliche Väter. Die Verwandten im feuchten Grasland laufen da längst dem nächsten Weibchen hinterher, statt sich mit dem alten Nachwuchs aufzuhalten. Das Modell des fürsorglichen Vaters erklärt sich als Luxusproblem. Die Striemengrasmäuse, die sozusagen auf dem Trockenen sitzen, leben mit verschiedenen Weibchen in größeren Gemeinschaften. Da bleibt also Zeit für den Nachwuchs. Die Kollegen im Grasland müssen ihr Weibchen auf einem Gebiet von einem Hektar Größe finden. Sie verbringen zu viel Zeit, den Frauen hinterherzusteigen; da bleibt keine Muße für die Kinderstube.

So gibt es im Tierreich für ziemlich jedes menschliche Lebensmodell ein Vorbild. Und es lässt sich feststellen: Das Männchen des Men-

schen hat es im Regelfall nicht besonders schlecht getroffen – im Vergleich zum Wolf etwa. Der Wolfsrüde beteiligt sich an der Aufzucht des Nachwuchses auf eine für unser Verständnis eher unappetitliche Art. Er verdaut Futter vor und erbricht es als Nahrung für die Jungen. Als Super-Papa gilt der Kaiserpinguin der Antarktis. Da legt das Weibchen das Ei und schiebt es sofort dem Partner zu. Frau Pinguin verabschiedet sich in Richtung Meer, um Fische zu fangen und wieder zu Kraft zu kommen. Herr Pinguin brütet zwei Monate lang fast reglos und essenslos. Erst wenn die Küken geschlüpft sind, kommt die Mama zurück, um die Brut mit frischem Fisch zu versorgen. Dann darf der abgemagerte Vater sich nach Ablauf seiner Elternzeit endlich wieder um sich und sein eigenes Überleben kümmern.

Wieder meldet sich Kollege Michael Miersch zu Wort. »In Matriarchaten«, hat er erkannt, »geht es kein bisschen besser zu, zumindest im Tierreich.« Als Beispiel führt er die Südlichen Zwergmungos an. Die Familienclans von bis zu zwölf Mitgliedern werden von einem dominanten Weibchen angeführt. Sie ist die Führerin, und das im Wortsinne. Sie allein hat den Revierplan im Gedächtnis gespeichert. Alle restlichen Gruppenmitglieder müssen Rufkontakt halten, um nicht verloren zu gehen. Dieses weibliche Navigationssystem ist dem Clan so wertvoll, dass sich ein bemerkenswertes Bonussystem für die Chefin etablieren konnte. Sie nimmt sich das Männchen, das ihr am besten gefällt. Alle anderen Untergebenen müssen zölibatär leben. Wer Sex hat und sich erwischen lässt, wird bestraft. Bekommt ein rangniedrigeres Weibchen Junge, werden sie vom Clan getötet. Dagegen sind alle Mitglieder verpflichtet, der Matriarchin bei der Aufzucht ihrer Jungen zu helfen.

Wer beim Menschen eine vaterlose Gesellschaft sucht, muss sich auf den Weg in Richtung Osten machen, zu einem Hochtal am Oberlauf des Jangtse im Südwesten Chinas. Hier lebt die ethnische Minderheit

der Mosuo, etwa 30 000 Menschen groß. Die Erkenntnis zum Thema Liebe ist hier gar nicht so anders als im Westen. Die Liebe, heißt es bei den Mosuo, sei wie die Jahreszeit, sie komme und gehe. Nur die Konsequenz überrascht: Anders als hier, wo sich Männer und Frauen trotzdem einander und einem Ideal der Treue verpflichten, haben die Mosuo beschlossen, dass der Vater mit der Familie nichts zu tun haben sollte. Familie hier ist eben nicht Vater-Mutter-Kind. Familie ist die große Gruppe, die sich nicht durch Liebeswirren zerreißen lässt. Männer haben in diesem Lebensmodell keinen Kontakt zu ihren leiblichen Kindern. Sie können sich als Onkel um die Kinder ihrer Schwestern kümmern.

Und unser vertrautes Familienmodell? In Deutschland leben etwa acht Millionen Familien mit Kindern unter 18 Jahren. Neun Prozent der Familien sind Lebensgemeinschaften mit Kindern. Die Mehrheit der Eltern, 72 Prozent, sind Ehepaare. Alleinerziehende machen mit 19 Prozent ein Fünftel aus, dabei sind 1,4 Millionen alleinerziehende Mütter. Nur 151 000 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren wachsen bei ihrem Vater auf. Nach einer OECD-Studie verbringen Mütter mit Vollzeitarbeit täglich 66 Minuten mit ihren Kindern, Mütter in Teilzeit-Jobs sogar mehr als drei Stunden. Väter, die in Vollzeit arbeiten, finden statistisch nur 37 Minuten am Tag Zeit für ihre Kinder. Den Großteil der Erziehungsarbeit in Deutschland übernehmen also die Mütter.

Allerdings legen weitere Zahlen den Schluss nahe, dass die Mütter ihre Männer auch zu mehr Erwerbsarbeit drängen. Nach der Väterstudie des Deutschen Jugendinstituts sagen 94,9 Prozent der befragten Männer, sie wollten sich »Zeit nehmen für das Kind«. Das bleibt die Theorie. In der Praxis stellten 44 Prozent der Väter nach der Studie »männer leben« der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung fest, dass sie tatsächlich nach der Geburt ihres ersten Kindes länger

arbeiten. Offensichtlich setzt sich fast die Hälfte der Väter ganz klassisch in den Kopf, dass es ihrer neuen Familie an nichts mangeln solle. Natürlich mangelt es dann trotzdem. Wenn nicht am Geld für den Familien-Van, die größere Wohnung mit dem Kinderzimmer extra oder das Häuschen im Grünen mit dem Garten für die Schaukel, dann eben an der Zeit für die Familie.

Dieser Widerspruch birgt unendlich viel Potenzial fürs Unglücklichsein: bei der Frau, die sich den neuen Mann wünscht, im Moment der Mutterschaft dann aber doch den Vater vom Brutpfleger zum Nestbauer fürs Materielle macht. Beim Mann, der in einer grenzenlosen Vielzahl theoretischer Lebens- und Vaterschaftsmodelle feststellt, dass er im Alltag an diesen zahllosen Anforderungen nur verzweifeln kann. Und doch belegen die Vater-Geschichten in diesem Buch: Es gibt fürs Lebensglück der Kinder keine Aufbau-Anleitung wie fürs Ikea-Regal. Kein Mann wird im Werkzeugkasten des Lebens den Imbusschlüssel finden, mit dem sich Familie zusammenschrauben lässt. Vatersein ist eben nicht einfach. Gerade als Mann.

Auf der Suche nach dem Ideal lässt sich nur stilvoll scheitern. Die Soziologen Andrea Bambey und Hans-Walter Gumbinger haben den Wandel der Vater-Rolle untersucht. Sie ermittelten sechs verschiedene Vater-Typen. Die zahlenmäßig kleinste Gruppe ist mit sechs Prozent der »Partner-Vater«. Dieser Mann hatte zwar keinen ausgeprägten Kinderwunsch, erlebt seine Vaterschaft aber als Bereicherung in seinem Leben. Er engagiert sich sehr in der Erziehung der Kinder, ist ein geduldiger Vater und wird von seiner Partnerin anerkannt. Der Beruf bleibt zwar ein wesentlicher Teil seiner Identität, doch räumt er der Familie einen hohen Stellenwert ein. Gerade die Vater-Sohn-Beziehung sei besonders eng bei diesem Typus, dem die Soziologen allerdings nur gut jeden 20. Vater zurechnen.

Jeder zehnte Vater ist für Andrea Bambey und Hans-Walter Gumbin-



Josef Seitz

Mein Vater und ich

Prominente erzählen

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 14,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-466-30968-9

Kösel

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Die Beziehung zum Vater ist etwas ganz Spezielles: In 49 Innenansichten erzählen Prominente von Bewunderung und Rebellion, von Orientierung und Abgrenzung. Ob sehnsuchtsvoll und emotionsgeladen oder abgeklärt und mit trockenem Humor: Kalt lassen werden diese Portraits niemand. Dazu ist die Beziehung zum eigenen Vater zu prägend. Neben packenden Einblicken in das Leben der prominenten Autoren bieten die pointierten Bilanzen wunderbare Gesprächseinstiege und Reflexionsmöglichkeiten über unsere eigene Vaterbeziehung.

Mit Beiträgen u.a. von Reinhold Messner, Gabriela von Habsburg, Peter Brandt, Wolfgang Niedecken, Andrew Reich-Ranicki, Ursula Sarrazin, Wladimir Kaminer, Claus Hipp, Peer Juhnke, Monika Hohlmeier, Peter Heinemann, Véronique Witzigmann und Notker Wolf.

 [Der Titel im Katalog](#)